

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 25 (1983)

Artikel: St. Moritz in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Autor: Bachofen, J.J. / Langer, Bernd

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und es gibt wunderbare Liebeslieber von ihm aus früherer und späterer Zeit.

Seit ich dich für mich sehe

Seit ich dich für mich sehe, ist Gold in meinem Bart, sind zahm die scheuen Rehe und Wolkenflüge zart.

Am Morgen sind die Auen zur Wandlung aufgetan; ich komm im Abendblauen an deiner Türe an.

Ich kann in deinem Herzen wie Mond und Stern aufgehn; von Mühsal und von Schmerzen bleibt alles ungeschehn.

Seit ich dich für mich sehe, ist Gold in meinem Bart, sind zahm die scheuen Rehe und Wolkenflüge zart.

Hans Roelli hat sich in älteren und jüngeren Gedichten auch immer wieder mit dem Tod beschäftigt und ihn in einigen Liedern als «Bruder» angesprochen.

Leicht trete ich ins Leben ein

Leicht trete ich ins Leben ein,
Leicht soll der Tanz darinnen sein –

Will in den Rosen
Tanzen gehn,
Will in der Sonne
Aufrecht stehn!
Will in der Sonne
Aufrecht stehn. –

Leis soll das Lied der Freude sein,
Sei ich beim Wein, sei ich allein –
Will es hinsingen
In ein Herz,
Soll es aufklingen
Himmelwärts!
Soll es aufklingen
Himmelwärts. –

Und wird das Leben mir zur Pein,
Soll mir der Tod willkommen sein –
Bin doch gewandert
In die Welt,
Hat mich die Liebe
Ganz erhellt!
Hat mich die Liebe
Ganz erhellt. –

Im Jahre 1962 erkrankte Hans Roelli an einem Krebsleiden und am 5. Juni 1962 starb er. Eines seiner allerletzten Lieder aus der Zeit der Krankheit lautet:

Tröstliche Weise

Über den Fernen, die ich erspäh,
über dem Tag, Hammer und Schlag,
hör ich den goldenen, lockenden Chor
im Reigen der Engel am himmlischen
Tor.

Flurseits der Straße, blumiger Schau,
mitten im Schritt, kläng er auch mit,
hör ich den goldenen, lockenden Chor
im Reigen der Engel am himmlischen
Tor.

Über dem Leid, irdischer Qual,
hier in der Welt, ab sie auch fällt,
hör ich den goldenen, lockenden Chor
im Reigen der Engel am himmlischen
Tor.

Hans Roelli war kein «moderner» Künstler und eine Wirkung auf die Massen, wie etwa die modernen Rockmusiker, hat er nie gehabt. Aber sein Werk ist für viele, die Tieferes suchen, beglückend und tröstlich. Es wird, so hoffen wir, die wechselnden Modernitäten überdauern.

St. Moritz in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Ein Brief J. J. Bachofens, eingeleitet von Bernd Langer

Forschung bereitet Mühe – oft vergeht ein Menschenleben darüber –, doch auch unsägliche Freude. Es ist so, wie es Schiller ausdrückte, indem er sagte, daß nicht der Tummelplatz des Lebens, sondern sein Gehalt wertbestimmend sei. Wir sehen das an einem in der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts herausgegebenen Werk, zu dessen Zustandekommen gute 50 Jahre benötigt wurden. Es handelt sich um Johann Jakob Bachofen (1815–1887), einen beinahe in Vergessenheit geratenen, ganz hervorragenden Basler Rechtshistoriker und Altertumsforscher, der ein Schüler des nicht weniger berühmten Rechtslehrers F. C. von Savigny (1779–1861) war.

Würde eines Professors. Seine Schriften sind erfüllt von Poesie und Intuition, und so nimmt es nicht wunder, daß er mit 171 Korrespondenten in Verbindung stand, darunter äußerst nachhaltig mit F. Nietzsche und J. Burckhardt, die er auch persönlich kannte. Den hier zum Abdruck gelangenden «Engadiner Brief» an Savigny rühmte man als beste Briefkunst.

Hier nun das Dokument dieses fähigen, auch seiner meisterhaften lateinischen Form wegen gerühmten Klassikers, dem im europäischen Raum überall neue Freunde zuströmten:

St. Moritz, 16. August 1854

Die acht Tage, welche seit meiner Abreise von Pfefers verstrichen sind, bieten so wenig Abwechslung, daß ich beinahe Bedenken trage, Eure Excellenz davon zu unterhalten. Denn, unter meinem ursprünglichen Plane, ganz Graubünden in allen Richtungen zu durchziehn, habe ich mich vielmehr in dem Dörfchen St. Moritz festgesetzt, und von da aus Thaler und Berge des oberen und untern Engadins besucht. Liegt uns Westschweizern der Kanton Graubünden schon überhaupt etwas ferner, so sind vollends die

romanischen und italienischen Theile desselben, das Engadin, Bergell und Poschiano, uns ein fremdes Land. Und gerade diese Verschiedenheit hat mich hier gefesselt. Etwas trug auch die Gesellschaft dazu bei, welche ich hier gefunden habe. Denn St. Moritzen ist ein nicht weniger berühmter Kurort als Pfefers, den Leiden-de aus allen Theilen der Schweiz seit Jahrhunderten besuchen. Die beiden hiesigen Quellen fördern einen der kräftigsten Säuerlinge zu Tage, die Europa kennt. Die Landeseinwohner haben freilich dieser schönen Gabe der Erde nur wenig Ehre erwiesen, und wenn ich hierüber die ganze Wahrheit unpartheisch sagen wollte, so würden die mangelhaften Rheinübergänge bei Ragatz gänzlich in Vergessenheit gebracht. Es ist wirklich hier Etwas zu schweizerisch, oder eigentlich besser gesagt, gar zu unschweizerisch. Ich selbst entbehre nicht sonderlich was hier fehlt, und tröste mich leicht darüber, wenn St. Moritzen noch Jahrzehnte das Seine dazu beiträgt, die Menschheit nicht noch mehr zu verweichlichen, als sie es schon ist. Aber um deren willen thut mir der hiesige Zustand leid, die ohne vollendete Bequemlichkeit keinen Genuss mehr finden, und noch viel mehr um der leidenden Frauenwelt wegen, deren gerechten Ansprüchen in der That nicht genug Rechnung getragen ist. Kleine, schlechte Bauernzimmer sind unsere Wohnung, die meisten so niedrig, daß man sie nur sitzend oder liegend benützen kann. Die Quelle eine halbe Stunde entfernt, der Weg dahin bergig und schlecht, und von Fahrglegenheit keine Rede. Der Bäder sind nur wenige, und diese sehr unbedeckt und schlecht, zudem von den Wohnungen so weit entfernt, daß eine kurze Bettruhe unmittelbar nach dem sehr angreifenden Bade zu den Unmöglichkeiten gehört. So sieht man denn jeden Morgen eine große Anzahl Leidender sich mühsam den schlechten Weg hinan nach dem Dorfe zurückzuschleppen, zufrieden wenn nur die Witterung erträglich ist. Denn bei schlechtem Wetter begreife ich wirklich nicht, wie auch nur mäßig Leidende die Strapazien des täglichen Feldzugs überhaupt auszuhalten vermögen.

Auf einer Höhe von 6000' sind der unfreundlichen Tage mehr als der heitern, und in der unmittelbaren Nähe tiefbeschneiter Gipfel kann auch die Sonne

nicht gar zu stark wirken. Niemand geht ihr aus dem Wege, man sucht sie auf und freut sich bei alledem noch seiner Winterkleider. Nur der Eingeborene ist mit allem so vertraut, daß er die Klagen der Fremden gar nicht versteht.

Fragen Sie, was unter so bewandten Umständen Einen denn hier so lange halten könne, so ist es eben des ungewöhnlichen gar Vieles, das hier Auge und Einbildung für einige Tage beschäftigt. So prächtige, geräumige Thäler im Schooße der höchsten Alpen, und ihren wilden Spitzen so benachbart mögen den Freund der Natur schon an sich in angenehmes Erstaunen setzen. Dazu aber kommt die Schönheit, Reinlichkeit und merkwürdige Bauart der Häuser, die Abgeschlossenheit des Lebens, deren Reize und Schattenseiten Einem hier am ersten Tage entgegentreten, der Mangel alles Baumwuchses, der sonst unter grüner Laubdecke die Dörfer und Kirchthürme tiefer gelegener Ortschaften so schön und so freundlich zu verstecken weiß, endlich im Innern der Ortschaften selbst die merkwürdige Stille, und die beinahe gänzliche Abwesenheit lärmender und spielender Kinder, die Merkwürdigkeit der Mundart, der Tracht, der Gesichtsbildung, und so mancher öffentlicher und häuslicher Sitten gar nicht in Anschlag gebracht. So viele pallastartige Wohnungen, alle gänzlich geschlossen, fallen sogleich auf. Wer baut hier an der äußersten Grenze der Waldregion solche Sitze, um sie dann leer stehen zu lassen? Es sind jene im Ausland so unscheinbaren, ja so elend lebenden Zuckerbäcker, die so manchen Kuchen backen, so manche Tasse Kaffee einschenken, so manche Grobheit hinnehmen müssen, bis ein Paar Thaler beisammen sind, die Caflisch, Ganzoni, Conradi, Ihre Berliner Josti, und so viele andere. Das Jostische Palais zumal, genau nach dem Plane eines königlichen Preußischen zu Berlin oder Potsdam erbaut, zieht die Aufmerksamkeit auf sich gleich dem Mädchen aus der Fremde, und in Mitten dieser wilden Berge ebenso rätselhaft wie jenes. Durch die große Zahl solcher Gebäude gewinnen die hiesigen Ortschaften, Sils, Samaden, Cellarina, Pontresina und andere ein äußerst herrenartiges Aussehen, aber zugleich auch jene Stille und jenen Schein von Verlassenheit, der hier so sehr auffällt. Denn die Eigenthümer plagen sich

noch alle im Auslande, für ihre Mühe durch den süßen Trost reichlich entschädigt, den Leuten ihrer Heimath durch das Bauen und das Verschließen einer kostbaren Wohnung zeigen zu können, was sie erworben, und worauf sie nicht zu sehen haben. Die innere Freude ist Alles, der äußere Genuss Nichts.

So ist das Engadin von außen her ein äußerst reiches Land geworden, in welchem neben wenig Bettelei viel Wahrheit und Dichtung über Schicksal und Strafe alter reicher Geizhälse im Umlauf steht. Ebenso strenge republikanisch als reformirt und puritanisch sind die Einwohner dennoch äußerst friedlich, harmlos, höflich, gastfrei, und aller biertriefenden Demagogie fremd. Ist Bettel ein Beweis von Civilisation, wie v. Humboldt für die alten Mexicaner behauptet, so sind es diese romanischen Bündner nicht; und zeugt das Angaffen Fremder von innerem Drange nach Belehrung, so haben diese guten Leute auch hievon keine Spur. Dagegen sind sie von der Titelsucht nicht freizusprechen, und sinds keine Hofräthe, so wandeln dafür der Landammänner, Nationräthe, Präsidenten, Schultheißen und andere Notabilitäten beinahe so zahlreich auf diesen schönen Auen herum als bei uns Gerichtsherrn, Klein- und Großräthe. Ja der Briefträger hört sich gerne als Gemeindeammann anreden, wenn er seine 15 Cts Porto für den nächsten Postrayon einfordert. «Besitz ist Staub und Nichtbesitz ist Folter.» So könnten Lehrlinge als Vermittler auch wohl vorkommen, und die Kritik über jenen Passus Anlaß genug zu der größten Besonnenheit haben. Wenigstens wurde mir, und zwar auch wieder von einem Landammann, versichert, daß jene Stelle keineswegs so unnötig sei, wäre es auch nur ne umquam ad talem electionem perveniretur. Denn, meinte er, es kämen hier zwischen Schnee und Tannen manchmal gar kuriöse Dinge zum Vorschein, an die kein Mensch gedacht. Wenn Urquhart dem Englischen Parlament behauptet, es gebe auf dem ganzen Erdball keinen freien Fleck Landes mehr als den Kaukasus der Tscherkessen, so hat er offenbar des Engadins sich in jenem Augenblick nicht erinnert. Denn hier steht die Gemeinde weit über dem Staate, und läßt keine Gewalt der Erde in ihre Angelegenheiten auch nur ein Wort reden. Und da

nun solche Gemeinden gar oft nicht mehr als sechs Bürger enthalten, von welchen die Hälfte noch Brüder sind, so kann man wohl sagen, daß ganz Engadin aus einer Anzahl souveräner Familien besteht, die zwar nicht über viel regieren, aber auch nicht viel zu gehorchen haben. Eine Polizei-Station leiden sie nicht in ihrem Lande, und bei der Beerdigung Angehöriger befolgen sie ein System, das unter den Eigenthümlichkeiten des Landes nicht die kleinste ist. Das ganze Dorf muß der Leiche folgen, und nach einer gewissen Rangordnung werden unter allen die Träger des Sarges ausgewählt. Zwei Kirchen gehören zu jeder Gemeinde, eine im Dorfe selbst gelegen, für den gewöhnlichen Gottesdienst, die andere nur für Beerdigungen bestimmt, außerhalb gelegen, die Totenkirche genannt, deren einsame Lage den Ernst dieser ohnehin feierlichen, stillen, verlassenen Hochhäuser noch besonders erhöht. Doch fehlt das schöne Geläute, das in andern Thälern der Schweiz die tiefen vollen Klänge über Berg und See zu den altersgrauen Firsten emporträgt. Ich habe noch keine Uhr schlagen, und keine Glocke tönen gehört. Auch das Geräusch lärmender Handwerke fehlt, und außer einigen Fuhrmen, welche Wein aus dem Veltlin nach dem Engadin über den Bernina und von da über den Julier nach Chur bringen, schlägt keine Hufe die übrigens guten Straßen des kleinen Ländchens. Denn die Postwagen und die zierlichen Einspänner einiger Rhaetischen Aristokraten kommen nicht in Betracht.

Ruhe und Unthätigkeit ist also der Charakter dieser Völkerschaft, die in der ewig festgegründeten Gebirgsmasse, die sie umgibt, ihr lebloses Vorbild findet. Die Versuchung, sein Zimmer zu verlassen, ist eben zu keiner Zeit des Jahres groß. Da stehen sie, Lords und Gemeine, um ihre ungeheuren Ofen herum, auf deren Höhe die Lagerstätten angebracht sind, und auf welchen die kleinen zum obern Stockwerk führenden Treppen ruhen. Geheizt wird das ganze Jahr, und geplaudert auch, gearbeitet wenig. Da verhandelt man Monate lang den Großrathssabschied, und die Gesetzes-Entwürfe, welche den Gemeinden zur Annahme

oder Verwerfung vorgelegt sind. Denn Graubünden hat nur Eine jährliche Sitzung, die wie weiland Reich und Tagsatzung in einem Abschiede ihre Verhandlungen und deren Ergebniß zusammenfaßt. Von nationalen Erinnerungen habe ich hier wenig gefunden. Nur die Geschichte des Vogts Adamo von Camogasc, der Ähnliches versuchte wie der Decemvir Appius und dafür auf ähnliche Weise büßte, mag langweilige Winterabende verkürzen, oder der verfehlte Feldzug nach dem Veltlin, den ältere Leute noch mitgemacht, stets neue Sehnsucht nach dem Erwerb dieses weinreichen Ländchens in den Herzen der tapfern Bündner erwecken. Doch geben sie gerne zu, daß für einmal wenig Aussicht auf Erfüllung dieses Lieblingswunsches vorhanden und Valtellina in sehr festen kaiserlichen Händen sei. Stämmige mächtige Burschen sind es schon, die mit dem Schwerte so gut umzugehen wissen als mit der Kaffeekanne, denen es aber wohl eben so wenig vergönnt sein wird, bewaffnet nach den Ebenen hinabzusteigen, als je Rasen aus diesen gleichen Hochthälern in die Poniederungen gelangt sind, außer in den Schriften einiger asiafindlichen Geschichtschreiber.

Von dem Schönsten, das diese Gegend bilden, habe ich noch gar nicht gesprochen, von der herrlichen freien Alpenluft, deren wir uns hier erfreuen. Das stählt Leib und Seele, und rüstet beide zu neuen Anstrengungen. Ist das Gefühl gesteigerter Kraft und Lebenstätigkeit die wahre Wonne, so giebt St. Moritz mehr als die reichsten Länderstriche geben können. Man möchte all den Bündel von Bedürfnissen und eiteln Wissen von sich werfen, um stets so frei zu athmen als hier. Bäume und Bäche lehren mich nichts, sagte Socrates, sondern nur die Menschen. Wahr allerdings. Aber muß den immer erlernt sein? «Gleich doch stirbt der Edle hinweg, und auch wer gar nichts gewirkt hat.» Und an sich selber arbeiten, ist am Ende das Höchste. Das kann man hier in der olympischen Sorglosigkeit von St. Moritz aufs Schönste. Aber auch an Menschen und menschlichem Unterricht fehlt es nicht. Denn Eine Tafel vereinigt hier eine Unzahl soge-

nannter schweizerischer Staatsmänner, die dem Lande ein Paar Wochen ihrer Thätigkeit entziehn, ohne daß dieses sonderlich darüber zu trauern hätte. Ein streitbarer Zürcher hat selbst Mommsens Römische Geschichte in den Himmel erhoben, und mich darauf zu verzweifelter Gegenwehr begeistert, welche unsern ganzen Badconcess zuletzt in eine gelehrte Akademie umzuwandeln drohte.

So vergeht unter ganz verschiedenartigen Eindrücken und Genüssen ein Tag nach dem andern, wie ich hoffe, für Leib und Seele nicht ohne Gewinn. Und dennoch könnte ich Ihnen kaum rathen, dieses Engadin auch zu besuchen. Schön zwar ist der Weg über den Julier, und wohl mancher gallische Heereszug mag diese Spalten gesehen, und zwischen diesen Felsen dahingezogen sein: auch ist die Straße schön, die Wägen sehr gut, Pferde und Postillone äußerst vertraut. Aber 15 Stunden sind auch keine Kleinigkeit, und Gesellschaft sowohl als Einrichtungen für Eure Excellenz weder anziehend noch passend. Selbst Chur ist noch sehr mangelhaft, und überhaupt der ganze von mir bereiste Strich so, daß das Taciteische terra aspera et tristis, nisi si patria sit, von diesem Theile des Augustischen Italiens jetzt eher gelten kann als von dem vorgeschrittenen Germanien. Bedenke ich dieß geringe, gänzlich negative Resultat meines weitläufigen Schreibens, so mache ich mir die bittersten Vorwürfe, Ihre Zeit und Aufmerksamkeit, Herr Minister, so lange und in so belästigender Weise in Anspruch genommen zu haben. Auch soll das nächste Schreiben eine volle Rückkehr zur Besinnung und Bescheidenheit an den Tag legen. Könnte ich doch sonst in den Fehler verfallen, meinem Brief eine Ausdehnung zu geben, welche dem Gebiet von Basel-Stadt gleichkäme oder es an Größe sogar überträfe. Eine Mißachtung meines engern Vaterlandes, deren Sie mich gewiß für unfähig halten.

Mit den besten Wünschen für Euerer Excellenz Wohlsein verbinde ich die Bitte, mich dero Frau Gemahlin, so wie Herrn Sohn aufs Ergebenste zu empfehlen.

J. J. Bachofen